



**Von Peter Fricke für ROTARY-Grünwald**

## **ZUM STAND UNSERER DINGE- IN SACHEN 'KULTUR'**

Meine Damen und Herren, liebe Freunde -

Lassen Sie mich dieses Nachsinnen über den Stand unserer Dinge - in Sachen Kultur - mit einem Text Schillers beginnen, der in seiner Rezension der Bürgerschen Gedichte von 1791 am >Beispiel der Poesie< : ein Grundmuster redlichen Denkens über den Sinn der Kultur bietet, zumal die Sprache stets Signalwirkung besitzt für die Qualität einer Kultur, die sich in der Poesie dann am markantesten ausspricht.

Wenn wir im Alltag von ‚poetisch‘ sprechen, wird fälschlicherweise meist ein, von der Realität abgehobenes, praktisch nicht >ernstzunehmendes Moment< bezeichnet, was zwar hübsch sein mag, jedoch für den Lebenszusammenhang nicht relevant ist. ‚Poetisch‘ aber - im wahrsten Wortsinne - meint etwas ganz anderes: es ist zum einen - ganz vordergründig - vom griechischen Wort ‚poiein‘ her : das ‚Machen‘ - das >Handwerk im Umgang mit Sprache<, im Sinne einer Verdichtung : jener Wirklichkeit, die wir je bezeichnen wollen.

Aber es ist, mit Carl Dahlhaus brillanter Definition gesagt, noch mehr: *„Das ‚Poetische‘ ist die Idee der Kunst, an der - wie an einer platonischen Idee - die einzelnen Phaenomene teilhaben müssen, um überhaupt Kunst zu sein.“* Und diese Dimension macht Schiller mit den folgenden Sätzen verbindlich:

*„Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit uns’rer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es >die Dichtkunst< beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele, wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft, in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt.“*

Schiller bringt uns mit einzigartiger Klarheit auf ‚unseren Punkt‘: in unserer so genannten ‚Zivilisation‘ muss es uns darum zu tun sein, den Verlust des ‚ganzen Menschen‘ überhaupt erst zu erkennen, um diesen Menschen im wahrsten Wortsinne ‚wieder herzustellen‘. Das heißt zunächst: uns selbst zu erkennen in unserer Abhängigkeit vom Indirekten oder, wie Botho Strauss, (ein heute lebender Dichter) es nennt, von einer „sekundären Welt“, die unser Sein überlagert. Sie ist geprägt von >beängstigender Pluralität<, radikal bestimmt von geradezu normal gewordener >Medialität< und bietet uns endlich ein Material, das man unter dem Begriff >Virtualität< subsumiert hat.

Es ist bezeichnend, dass >kritische Erkenntnis unserer Situation<, deren Dependenz ihrer >Unmerklichkeit< wegen, so gefährlich ist, immer wieder - in voller Schärfe - von den Dichtern kommt, also aus der ‚Poesie‘ in ihrer Hellsicht, und somit ist sie sogar ein Schritt hinaus über die

wissenschaftlichen Analysen der Fachleute; denn diese bilden Meinungen und Schulen, bleiben vielfach allein sachgemäß und damit einschichtig in der Sache und lassen Transzendenz vermissen.

Hegel sagt es unmissverständlich: Kunst, die Poesie im Besonderen, ist *„eine Art und Weise, das Göttliche, die tiefsten Interessen des Menschen, die umfassendsten Wahrheiten des Geistes, zum Bewusstsein zu bringen und auszusprechen.“*

Dieser Blick auf die und über die Realität hinaus zwingt die >vermeintlichen Realisten< immer wieder dazu, die Dichter als „realitätsfern“ zu denunzieren, weil ihre Erkenntnis die >Grenzen des Beweisbaren< überspringt.

Der Dichter hält den Beweis nicht für letztgültig, weil er ihn sinn-gerecht nur als >ein Prozessmoment< in der >Spirale der Dialektik< versteht: weil der Beweis nur gilt, bis zu seiner Widerlegung.

Der Glaube an unverrückbare Faktizität - ist das Ende des Denkens. Nur Ideologen brauchen ihn, um eine Machtposition als unangreifbar zu zementieren, somit das Denken aus zu schließen - in der „Politik“ ein bereits normal gewordener fataler Vorgang. Das >poetische Denken< ist der Entwurf des Denkmöglichen, und darin wohnt zunächst einmal Mut, das Beweisbare zu verlassen und neue Kriterien zu entwickeln, die vorausschauen.

Deshalb war die Position des Dichters in >der Gesellschaft der Antike< auf natürliche Weise unumstritten: er war, wie Horaz sich selbst bezeichnet, der ‚biformis vates‘, der Zweigestaltige, der >zwischen Hier und Dort< zu vermitteln hatte.

Das steht in der Tradition des Sehers, des paradoxerweise ‚blinden Sehers‘ Teiresias bei Sophokles und des blinden Dichters Homer - es sind die, die mit ihrer Dichtung „ Zeichen setzen“, die wir lesen und deuten lernen müssen, sonst blicken wir nicht mehr nach vorn : - in >ein Offenes<.

Diese von unserer Gesellschaft zumeist als ‚blind‘ Bezeichneten, entpuppen sich als die eigentlich Sehenden.

Die Selbstbegrenzung des Menschen, durch den Wunsch nach Determinanten, die das Leben sicher machen sollen, bringt die Gefahr des Stillstands: und jeder Beweis ist ein momentaner Stillstand - jedenfalls bis zu seiner Widerlegung. Wenn ich diese verhindere, indem ich auf meinem Resultat bestehe, schaffe ich mir zwar Ruhe und Macht, aber >keine Zukunft<, sondern nur „den Status, den zu erhalten ich das Leben nutze“. Das kann kein echter Lebenssinn sein.

Ein wahrhaft dialektischer Prozess, als Lebensprozess begriffen, vermag aus dem >Selbstgefängnis der Determination< zu erlösen; und dieser Prozess ist heute ungemein schwierig geworden, weil wir gegen >die Übermächte des Sekundären< kaum eine Chance haben, -außer durch Vereinzelung, als eigenes Selbst gegen die Übermacht des ‚mainstream‘.

Nicht umsonst hat Botho Strauss sein neuestes Buch ‚Lichter des Toren‘ genannt mit dem Untertitel ‚Der Idiot und seine Zeit‘. Er zeichnet den Weg vor, indem er den Dichter, der seinen ‚Beruf‘ heute sinnvoll ausführen will, als den ‚Idiotes‘, gemäß Übersetzung des griechischen Wortes, den >reinen Privatmann< sieht: den, wie Strauss sagt, „Anachronisten“:

*„Anachronisten sind w e d e r Epigonen, noch, die sich unter ihrer Zeit Hinwegduckenden – sie sind immer: „die ungestümen Widersacher.“*

Und >diese Anachronisten< sprechen keine angepasste Sprache, benutzen keine technokratischen Privatsprachen, sondern ihre Sprachzeichen, sind stets Erhaltung und Erneuerung der Sprache in ihrer transzendierenden Qualität, gehen also damit >ins Neuland< - provokant formuliert von Strauss:

*„Das (vermeintlich) Genaue ist das Falsche ... Unsere Lebenssphäre ist das Vage und das Ungefähre. Nebel befeuchtete den Lehm, aus dem Gott den Menschen formte. Er blieb eine Beimischung seines Geistes.“*

Wir müssen lernen, die: vermeintliche Genauigkeit: unserer >Informationssprache< als beschränkt und in jeder Weise vorläufig zu verstehen, um uns der „produktiven Unpräzision“ des Dichters zu öffnen, was ungemein schwer ist,- in heutigen Konstellationen:

*Strauss, Lichter 9*

*„Konformitäten, Korrektheiten und Konsensivitäten, das juste milieu der kritischen Öffentlichkeit wird von Bakterienschwärmen neuer Medien lediglich verstärkt. Der Hauptstrom kann nur immer breiter, launiger und machtvoller werden – und dabei seine einlullende Gemeinschaftsbildung: mit immer raffinierter Technik betreiben. ... Heruntergeregelt auf den verträglichsten Stimmungsgrad. Fast unbewusst von moderierenden Persönlichkeiten vorgeregelt. Es bildet sich eine feste, kieselharte Förmlichkeit des aufeinander abgestimmten Sprechens, die jeden einzelnen vom eigenen (schärferen) Bewusstsein abschirmt. Eine viel unnachgiebigere Konvention als jede frühere, aus bürgerlicher Zeit bekannte.“*

Strauss macht radikal deutlich, welche Rolle den Außenseiter, dem Idioten, dem ‚Dichter‘ nunmehr zukommt; denn:

*„Allerdings gibt es kein Allgemeines, das das Besondere verhindern könnte. Wenn alle meinen, es käme noch am entlegensten Ort darauf an, sich genügend Gesellschaft „online“ zu verschaffen, so kommt >dem Unverbundenen< eine neue Rolle zu.“*

Er, der Außenseiter, verweigert sich nämlich nicht und niemals seinem „sozialen Sinn“ als Lebewesen.

So, Botho Strauss:

Ihm ist es als Außenseiter darum zu tun, den demokratischen Prozess immer wieder ins Recht zu setzen und gegen jede (auch nur ansatzweise Form der ‚Ermächtigung‘) wirksam zu sein. *„Er bleibt staatsbürgerlich, jedoch mit dem Anspruch, sein Beteiligtsein mit einer aufs äußerste gespannten Empfindlichkeit auszuüben, weil der Verbundene nicht mehr zu kritischem Bewußtsein gelangen kann – in der Übermacht des Gelenkten.“*

Wir wollen den folgenden Versuch in drei Themenkreise teilen, die mit drei Schlagworten belegt sind und die heute die brennenden Bedrohungen darstellen, weil sie uns zwanghaft in die Welt des Sekundären versetzen:

*Pluralität, Medialität, Virtualität*

Das sind nur die Oberbegriffe; aus ihnen lassen sich die Mengen der realen Bedrohungen unseres Lebens ableiten als einzelne Phänomene.

## II

### *Pluralität*

Es ist nichts zu sagen gegen Vielfalt, sie ist eine Gabe der Natur - man denke an die Arten. Die Demokratie verlangt von uns, die >Vielfalt der Möglichkeiten< dem Individuum als >Recht< zu garantieren. Das gesunde Wissen um die >Pluralität der Möglichkeiten< ist eines; ein Anderes : die >Überfülle des Angebots zu jeder Zeit< von je allen möglichen Möglichkeiten. Denn sie verhindert als „Vielfalt“: die Entwicklung selektierender Kriterien. Ehe wir überhaupt unsere Wahl treffen können, wird uns durch >die Macht des Überangebots in unserem Alltag< - vornehmlich durch demagogisch genutzte >Macht der Werbung< - : der kritische Prozess verunmöglicht und wir werden durch Menge: in die „Ohn“macht gegenüber dem Angebot versetzt. Wir lassen uns durch Ermüdung zu etwas hinzu - statt kritisch prüfen zu können. Wir sehen uns rasch entmündigt und finden uns als total dependent wieder, besser gesagt: zur Wahllosigkeit verurteilt. Wir wählen nicht mehr, passen uns vielleicht einer Mehrheitswahl an, unser kritischer Verstand wird ausgeschaltet: so werden wir Käufer aus Ohnmacht und politisch Stimmvieh aus Verzweiflung.

Wir ertrinken in der Pluralität und haben kaum mehr eine Chance, uns aus >den Massen des Materials< zu retten, mit dem wir, zumal durch die totale Vernetzung, als einer permanenten Übermacht des Sekundären konfrontiert werden.

Der Nobelpreisträger für Literatur Mario Vargas Llosa hat diese Übermacht als totalen Wandel unseres Kulturbegriffes verstanden:

*„Der Kulturbegriff (hat) viel mehr als eine Entwicklung erlebt: es ist der traumatische Umzug in eine neue Wirklichkeit, in der kaum noch Spuren bleiben von jener, die sie verdrängt hat.“*

Die Zelle dieses fatalen Wandels erkennt Botho Strauss im von ihm so genannten ‚Plurimi-Faktor‘ - die Plurimi, das sind ‚die Meisten‘, die zum Faktor für die Ausrichtung nach der überwiegenden Mehrheit werden:

*„Seid umschlungen, Millionen, hielt man die längste Zeit für eine gewagte poetische Hyperbel, bis sich zeigte, dass sie die Zukunft der Facebook - Freundschaften, das Alle-Welt-Gefühl des Stubenhockers besang. ... Die klassische Proportion, die den Transport von Kultur ermöglichte, beruhte auf der substantiellen Trennung >der Vielen< von >den Wenigen< ...*

Dazu bringt Strauss folgendes Beispiel:

Es (kommt)eben nicht darauf an, dass viele (das klassische) Griechisch lernen, sondern wenige. Die vielen verdünnen das Gut, die wenigen aber erhalten es. Der ästhetische Urfehler rührt vom Plurimi - Faktor: die meisten zur obersten Interessenssphäre zu machen. Das Breite zur Spitze zu erklären. ... Von Massenbewegungen fasziniert, unterschlägt der >intellektuelle Götzendienst vor dem Populären< die banale Erfahrung, dass diese Anrufung, immer der Quote nach, stete >Anpassung nach unten< verlangt. Inzwischen paktiert auch die Kunst liebedienerisch mit Quote und breitem Publikum.

Kaum einer, der Verbreitung nicht für Erhöhung hielte ...“

Kein Geringerer als Goethe - wiederum >der Dichter< also - hatte prophetisch das Problem in einem Spruch verdichtet:

*„Getretner Quark wird breit, nicht stark.“*

Und im Blick auf unseren Pluralismus kommt Strauss zum Schluss, dass Kultur, also das ‚Gut‘, nur noch – durch > gezielte Mittel der Beschränkung< rettbar ist:

*„Die Frage des Niveaus wird in Zukunft wieder von der Begrenzung des Zugänglichen abhängen.“*

Wo alles zuhanden ist, kann sich nichts mehr ereignen, die Dimension des Spekulativen, schlicht das Denken, wird ausgeschaltet: durch das Zu-handen-sein unendlich vieler Möglichkeiten. Denken ist dann, und das bestenfalls, nur noch ‚Selektieren‘. Es erinnere sich, wer kann, an den Schluss des zweiten Teils von Goethes Faust-Tragödie:

„Das Unzulängliche,

*(wörtlich gemeint: das, wohin man nicht zu-langen kann)*

Hier wird’s Ereignis.“

*(und dieses „Hier“ meint nichts anderes als die Bühne im Sinne des Spiegels der Welt)*

Unsere Kultur, will sie human sein, lebt vom Ereignis des Umgangs zwischen Mensch und Transzendenz, letztlich nicht von der Messbarkeit aller Phänomene. Im Bewusstsein des Plurimi-Faktors als Richtmaß - wird diese Kultur - nur noch Material zur Entsorgung.

Mit der stillschweigenden, teilweise gar unmerklichen Akzeptanz und Anpassung, geben wir den geistigen Anspruch auf und verhindern >die Fortentwicklung< unserer Fähigkeiten.

Die Medien, zumal die staatlichen, also öffentlich-rechtlichen, verwirken mit dem behördlichen Diktat einer Programm-Orientierung: an der Breitenwirkung: ihren Bildungsauftrag, den ihnen „derselbe Staat“ zugeteilt hat, aufgrund der Mittel, die wir mit unseren Steuern bereitstellen.

### III

#### *Medialität*

Wir kommen zum Begriff ‚Medialität‘. Vargas Llosa hat uns über die Urform der Medialität brillant aufgeklärt - verblüffend einfach:

*„Heute herrscht eine banale Zerstreungskultur, die mit ihren frivolen Banalitäten den Alltag der Menschen schmieren soll: Das Bild ersetzt die Schrift.“*

Damit ist alles Denken degradiert. Und damit auch, was der Philosoph Karl Popper uns gelehrt hat: die Optimierung. Das Bild bleibt, was es ist – der „Gedanke“ ist ein Prozess, der sich überholen kann, er kann Fehler machen und sich widerlegen lassen und damit: die Optimierung e r m ö g l i c h e n. Eine plurale >Fülle von Bildern< verhindert endgültig jeden optimierenden Akt.

„Das Bild“ bleibt das zentrale Moment des > Sekundären<.

Das Wesen des Sekundären ist die Medialität: wir erfahren die Welt ‚vermittelt‘ durch was oder wen auch immer. An sich keine Tragödie, sondern ein Moment unserer Existenz: Vermittlung ist ein entscheidender Faktor unserer Erfahrung überhaupt.

Wenn der Vermittelnde aber nicht mehr Mensch oder Schrift, oder ein human entwickeltes Zeichensystem ist, sondern ein „technisches Medium“, (gesteigert noch ein digitales, endlich in

globaler Vernetzung), wird >alles Mediale< zur Bedrohung: denn es ist nicht mehr vom Individuum, von einem >bezeichnenbaren Ich< gesteuert.

Auch das wäre noch - durch wachen Widerstand - zu bewältigen, zu kontrollieren. Nicht aber im >Mengenwahnsinn der Pluralität<, speziell vermittelt durch die elektronischen Medien. Hier entstehen fatale >Antinomien des Gelenkt-werdens<, entsteht Manipulation, die-bis ins Faschistoide geht - und auf unsere >daraus folgende Wehrlosigkeit< setzt. Auch hier hat -wie keiner- Botho Strauss den Finger auf die Wunde gelegt, auf die alltäglichen Gefäße unserer medial gesteuerten Umwelt:

*„ ‚Saturn‘ und ‚Apple store‘ sind die wahren Kult- und Feiertstätten, Festungen, die nächtlich belagert werden, wo die Hype-Heuschrecken niedergehen, schwarze Wolke, die abräumt, sobald eine Neuerung oder Preissenkung ruchbar wird.“*

Dem Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa wird die folgende Frage vorgelegt:

*„Ein Vierzehnjähriger erreicht heute über Facebook mehr Zeitgenossen als Cäsar vom Capitol aus auf dem Höhepunkt seiner Macht. Welche Folgen wird das haben? „*

Hier Llosas Antwort:

*Llosa, 224*

*„Medien wie Facebook und Twitter befördern es, dass auch Durchschnittsmenschen einen Persönlichkeitskult um sich entwickeln. Das delphische Gebot aber lautete: Erkenne dich selbst. Heute geht es darum, > sich neu zu erfinden<. Nicht die Begegnung mit sich wird gesucht, sondern >ein Idol, dem man ähnlich werden will<. Die Folgen sind fatal. Das Leben wird nicht länger: gelebt, sondern nur noch : dargestellt ... Ruhm - ist aber heute zum einen gleichbedeutend mit Reichtum, zum anderen grassiert der Irrglaube, Berühmtheit würde die Anonymität des Massenmenschen transzendieren. Der Wunsch k e i n Massenmensch zu sein, definiert heute den Massenmenschen.“*

Und Llosa geht weiter:

*„Die hartnäckigen Verfechter eines „Lebens mit der Software“ führen an, dass sie ein bloßes Werkzeug sei, im Dienste dessen, der sie benutzt. ... Das Internet ist aber eben nicht nur ein Werkzeug. Es wird zu einer Erweiterung unseres Körpers, unseres Gehirns, welches sich seinerseits - nach und nach - an das neue System der Informationsbeschaffung und des Denkens anpasst und dabei die Funktionen aufgibt, die : dieses System: übernimmt.*

*Es ist keine poetische (besser: als poetisch ab-zu-qualifizierende Metapher) , wenn man sagt : die ‚künstliche Intelligenz‘ ... besticht und erweicht unser Denkorgan ... Wozu die Aufmerksamkeit schärfen, wenn - mit einem Tastenbefehl - die Erinnerungen, die ich benötige, zu mir kommen?“*

Weiträumiger gesehen, geht es um die Degeneration unserer mentalen Kräfte, die speziell gefährlich wird: im Blick auf >jede Art von Macht <, namentlich die politische. Llosa war selbst - in seiner peruanischen Heimat - Politiker -und hat als Dichter seine politische Verantwortung wahrgenommen, um Machtmissbrauch zu verhindern. Ein schönes Wort vom ihm über den Dichter und die Macht:

*„Seit meinen Kindertagen flößt Macht mir Misstrauen ein. Das liegt an meinem gewalttätigen Vater. Aus Opposition gegen seine Tyrannei bin ich das geworden, was er am meisten verachtete: Schriftsteller.“*

## IV

### *Virtualität*

Was bei Strauss >das Sekundäre< genannt wird, ist in Reinkultur: die >sogenannte Virtualität<. Der Begriff ist komplex und missverständlich, zumal er heute immer mehr in Gebrauch kommt. ‚Virtuell‘ wird fälschlich und pauschal auch als Gegenbegriff zu ‚real‘ benutzt; gemeint ist aber der Gegensatz zu > physisch konkret < : etwas, das > nicht physisch konkret ist < , kann man als „virtuell“ bezeichnen, sozusagen als ein mögliches Anwesendes. Und das geht auf das lateinische Wort ‚virtus‘ zurück, das wir unter der Übersetzung ‚Tugend‘ kennen!

In unserem heutigen Gebrauch, geht es nur noch um > das technische Moment der nicht konkreten medialen Fassbarkeit ohne physische Konkretion< – sprich Schein-Konkretion auf dem Bildschirm.

Wunderbar hat das Botho Strauss poetisch gefasst, wenn er fragt, was denn nun im Virtuellen, im ‚Projizierten‘ (wie er es nennt) überhaupt noch ‚emotional‘ sei. Alles ist zunächst ‚Projekt‘ - nur, zum Schrecken aller Projektierer:

Gefühl k a n n kein > Projekt < sein:

#### *Strauss Lichter S.51*

*„Das Wort ‚Projekt‘ dient seit einigen Jahrzehnten als Alibi für unvermochte Form. Wo ein Projekt sich abzeichnet, sollte ein Projektil nicht fern sein, das es erledigt. ... - Der Macher über sein Projekt: ‚Ich hoffe, dass es auch emotional stimmt.‘ Was dann ‚emotional‘ so abläuft, ist vom Herzen so weit weg, wie der Mouse-klick vom Kuss.“*

Treffender kann man es nicht sagen. Und damit ist unserer >ganze elende Armut< offenbar, in unserer ‚Virtualitäts-Gesellschaft‘, die auch das Intimste bedroht.

Der koreanische, in Berlin lehrende Philosoph Byung-Chul Han hat diese Entwicklung als den wahren >Du-Verlust< entlarvt, in seiner kleinen Schrift > Die Agonie des Eros<:

#### *Byung-Chul Han, Eros*

*„Zur Krise der Liebe, führt nicht allein zu viel A n g e b o t am anderen Anderen, sondern die Erosion des Anderen, die derzeit in allen Lebensbereichen stattfindet und mit zunehmender > Narzissifizierung des Selbst < einhergeht. Dass der Andere verschwindet, ist eigentlich ein dramatischer Prozess, der aber fatalerweise von vielen unbemerkt voranschreitet.... In der Hölle des Gleichen, der die heutige Gesellschaft immer mehr ähnelt, gibt es daher keine erotische Erfahrung. Diese setzt die Asymmetrie und Exteriorität des Anderem voraus.*

*Nicht zufällig heißt Sokrates als Geliebter ‚atopos‘. Der Andere, den ich begehre und der mich fasziniert, ist ortlos. Er entzieht sich der Sprache des Gleichen. Die heutige Kultur des ständigen Ver-gleichens (und Messens) lässt keine Negativität des ‚atopos‘ mehr zu ... wir nivellieren es dadurch zum Gleichen, weil uns gerade die Erfahrung, der Atopie des Anderen, abhanden gekommen ist ... sie entzieht sich der Konsumtion. ... (Daher) versuchen wir heute: den Anderen so nahe wie möglich heranzuholen, die Distanz zu ihm zu vernichten, um die Nähe herzustellen. Wir haben aber dadurch nicht m e h r am Anderen, sondern wir bringen ihn vielmehr zum Verschwinden. ... Statt Nähe entsteht eine Abstandslosigkeit. ... Derzeit findet dagegen eine totale >Abschaffung der Ferne< statt. ... Die Nähe ist eine Negativität. Daher besitzt sie Spannung. ... >Die Kraft der Negativität< besteht darin, dass die Dinge gerade von ihrem Gegenteil belebt werden.“*

Unser Denken wird - im heute virtuell genannten Gebrauch - lediglich Signal für technokratische Operationen, - vor allem, wenn wir nicht bereit werden, eine „eigene Verfahrensweise“ radikal dagegenzusetzen, gleichsam ‚poetisch‘ als Gegenmittel zu entwerfen.

Der Zwang in die virtuelle, die sekundäre Welt, ist nur möglich: aufgrund der Pluralität und totalisierten Medialität. Wir leben, wenn wir dem Begriff des französischen Philosophen Baudrillard folgen, im ‚Zeitalter der Kommunikation‘. Das klingt so gut: ‚kommunikativ‘ – und gibt sich so ‚menschlich‘. Was aber bedeutet es?

Baudrillard, Exc

*> In einem Zeitalter der Kommunikation ist es verboten, sich loszulösen im aktiven sozialen, im interaktiven, informatischen Leben. Das Prinzip des vernetzten Systems selbst und der Kommunikation impliziert die absolute moralische Verpflichtung, angeschlossen zu bleiben ...*

*Wenn die Dinge, die Zeichen, die Handlungen von ihrer Idee, ihrem Begriff ihrem Wesen, ihrem Wert, ihrer Referenz, ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung befreit sind, treten sie in endlose Selbstreproduktion. Die Dinge funktionieren weiter, während die Idee von ihnen längst verloren gegangen ist. Sie funktionieren weiter in totaler Gleichgültigkeit gegenüber ihrem eigenen Gehalt. Und das Paradoxe ist, dass sie umso besser funktionieren. So ist die Idee des Fortschritts verloren gegangen, aber der Fortschritt geht weiter. Die Idee des Reichtums, die der Produktion zugrunde liegt, ist verschwunden, aber die Produktion setzt sich aufs Schönste fort. Sie beschleunigt sich in dem Maße, wie sie gegenüber ihren ursprünglichen Zwecken gleichgültig wird.*

*Auch die Idee des Politischen ist verloren gegangen, aber das politische Spiel geht in geheimer Gleichgültigkeit weiter, ohne dass ein eigener Einsatz nötig wäre. Das Fernsehen läuft in totaler Indifferenz gegenüber seinen eigenen Bildern (so könnte es sogar weitermachen, wenn der Mensch verschwunden ist).*

*Einst war der Körper die Metapher für die Seele, dann für den Sex, heute ist er Metapher für gar nichts mehr, ist er Ort der Metastase, der maschinellen Verkettung all seiner Vorgänge, einer unendlichen Programmierung ohne Symbolbildung, ohne transzendentes Ziel, in reiner Promiskuität mit sich selbst, die zugleich die der Netze und integrierten Schaltkreise ist. Die Möglichkeit der Metapher verschwindet aus allen Bereichen.“*

Und damit, mit dem Hinweis auf die >Metaphern-losigkeit< unserer Welt, damit der totalen >Entoetisierung< - damit lassen Sie mich zum Schluss noch einmal auf den Dichter zurückkommen und Ihnen mitteilen, was Botho Strauss bereits in seinem ‚Aufstand gegen die sekundäre Welt‘ vor einem Jahrzehnt prophezeit hat:

Strauss, Bocksgesang 67-69 exc.

*„Die Schande der modernen Welt ist nicht >die Fülle ihrer Tragödien< ..., sondern allein das >unerhörte Moderieren<, das unmenschliche >Abmäßigen der Tragödien< in der Vermittlung. Aber die Sinne lassen sich nicht betäuben, nicht abtöten. Irgendwann wird es zu einem gewaltigen Ausbruch gegen „den Sinnenbetrug“ kommen. Wenn man nur nicht mehr von ‚Medien‘ spräche, sondern von einem >elektronischen Schaugewerbe<, das seinem Publikum die Welt, in dem äußersten Illusionismus, der überhaupt möglich ist, vorführte.*

*Aber eines Tages geschähe es eben, über Nacht, wie in einer universellen Mutation, dass alle Welt plötzlich den Glauben an den Schein verlöre.*



*Auf dem Bildschirm würden noch fortgesetzt die erbittertsten Anstrengungen unternommen, um das Publikum wieder einzufangen, es erneut zu illusionieren, abzurichten auf die moderierten Frequenzen. Doch sie würden nicht mehr empfangen ...*

Liebe Freunde, wir müssen unsere Empfangsbereitschaft erhalten und pflegen, - wie ein sensibles Organ; und wir müssen uns bemühen, >die Metapher< nicht aus unserem Leben zu vertreiben: sie ist kein Ornament, sondern sie ist >das Signal des Spirituellen< in unserem Leben, und sie scheint nur überflüssig, indem wir sie mit dem Gefühl verbinden, es gehe auch ohne sie und sie sei nicht nötig.

Grandios, wie Shakespeare seinen ‚King Lear‘ sagen lässt: „Wenn man nur hat, was nötig ist, so ist des Menschen Leben wie des Tieres.“

Nur dieses so genannte Überflüssige - hat einmal ein wichtiger Theatermann gesagt - schenkt uns „den Glanz und die positive Kraft zum Leben.“ Das Leugnen der Poesie ist gleichbedeutend mit einer Absage an alles Spirituelle, das ja viel breiter gefächert ist, als die Religionen es beanspruchen, also besser: an den Geist an sich. (als Gegengewicht zu unserer durchökonomisierten, rationalen Fixierung auf Profit, mit den uns bekannten Begleiterscheinungen).

Eben deshalb möchte ich heute mit nichts anderem als einem Kunstwerk auf Ihre >Empfangsbereitschaft< setzen, möchte Ihnen - nach allen diesen kritischen Überlegungen - ein größeres Gedicht lesen - aus Schillers Feder - ein Gedicht, das sich mit dem Los des Dichters befasst, und das mit jenem hoch moralischen Humor, der diesem Dichter eigen ist. Eine Aufforderung an uns, den Dichter - in unseren Welten - als Korrektiv zu sehen und seinem Wort: - im Blick auf alles Künftige - : wieder Gewicht zu geben.

In diesem Sinne nun „Pegasus im Joche“ gleichsam die >Geschichte der Poesie< in unserer Gesellschaft:

Auf einen Pferdemarkt – vielleicht zu Haymarket,  
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,  
Bracht einst ein hungriger Poet  
Der Musen Roß, es zu verhandeln.  
  
Hell wieherte der Hippogryph  
Und bäumte sich in prächtiger Parade;  
Erstaunt blieb jeder steh´n und rief:  
»Das edle, königliche Tier! Nur schade,  
Dass seinen schlanken Wuchs, ein häßlich Flügelpaar  
Entstellt! Den schönsten Postzug würd es zieren.  
Die Rasse, sagen sie, sei rar,  
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?

Und keiner will sein Geld verlieren. «

Ein Pächter endlich fasste Mut.

»Die Flügel zwar«, spricht er, »die schaffen keinen Nutzen,

Doch die kann man ja binden oder stutzen,

Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.

Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen. «

Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,

Schlägt hurtig ein. »Ein Mann, ein Wort!«

Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt.

Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,

So rennt es fort mit wilder Flugbegierde

Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,

Den Karren um : an eines Abgrunds Rand.

»Schon gut«, denkt Hans. »Allein darf ich dem tollen  
Tiere kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.

Doch morgen fahr ich Passagiere,

Da stell ich es als Vorspann in den Zug.

Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,

Der Koller gibt sich mit den Jahren. «

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd  
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.

Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,  
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,

Verläßt es bald: der Räder sichere Spur.

Und treu der stärkeren Natur,  
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;

Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,  
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,  
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,  
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,  
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.  
»Das geht nicht zu mit rechten Dingen  
Spricht Hans - mit sehr bedenklichem Gesicht.  
»So wird es nimmermehr gelingen;  
Lass sehn, ob wir den Tollwurm nicht  
Durch magre Kost und Arbeit zwingen. «

Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,  
Eh noch drei Tage hingeschwunden,  
Zum Schatten abgezehrt. »Ich hab's, ich hab's gefunden  
«Ruft Hans: Jetzt frisch, und spannt es mir  
Gleich vor den Pflug - mit meinem stärksten Stier.«

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge  
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge  
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht  
> alten Flug< zu nehmen.  
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,  
Und Phöbus' stolzes Roß,  
muss sich dem Stier bequemen,  
Bis nun, - vom langen Widerstand verzehrt -,  
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet, -  
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd  
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

»Verwünschtes Tier!« bricht endlich Hansens Grimm

Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen

Der gleiche Taumel fasst das ganze Postgespann,

Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,

Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,

Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,

Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

»Das geht nicht >zu< mit rechten Dingen

Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.

»So wird es nimmermehr gelingen;

Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht

Durch magre Kost und Arbeit zwingen. «

Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,

Eh noch drei Tage hingeschwunden,

Zum Schatten abgezehrt. »Ich habs, ich habs gefunden!

Ruft Hans. »Jetzt frisch, und spannt es mir

Gleich vor den Pflug - mit meinem stärksten Stier.«

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge

Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge

Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht

alten Flug zu nehmen.

Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,

Und Phöbus' stolzes Roß, muss sich dem Stier bequemen,

Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,

Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,

Von Gram gebeugt das „edle Götterpferd“

Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

»Verwünschtes Tier !« bricht endlich Hansens Grimm

Laut scheltend aus , indem die Hiebe flogen.

»So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm?

Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wut

Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgenut

Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.

Die Zither klingt in seiner leichten Hand,

Und durch den blonden Schmuck der Haare

Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.

»Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?«

Ruft er „den Baur“ von weitem an.

»Der Vogel und der Ochs an einem Seile,

Ich bitte dich, welch ein Gespann!

Willst du auf eine kleine Weile

Dein Pferd zur Probe mir vertraun,

Gib acht, du sollst dein Wunder schaun!«

Der Hippogryph wird ausgespannt, Und lächelnd.....

Kaum fühlt das Tier des Meisters sichere Hand,

So knirscht es: in des Zügels Band

Und steigt, und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken,

Nicht mehr das vorge Wesen, königlich,

Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,

Entrollt mit einem-mal in Sturmes Wehen

Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,

Und eh der Blick ihm folgen kann,

Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Fin

---

Die Bezugspunkte sind:

*Botho Strauß „Die Lichter des Toren“, Diederichs-Verlag 2013.*

*Mario Vargas - Llosa „Alles Boulevard – wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst“ – Suhrkamp 2013*

*Jean Baudrillard : ESSAYS zur Zeit –Schillers Gedicht*







Meine Damen und Herren, wir müssen unsere Empfangsbereitschaft erhalten und pflegen wie ein sensibles Organ, damit wir offen bleiben für das sogenannte ‚Spirituelle‘. Kein geringerer als Ex-Papst Ratzinger hat den gesagt, die Welt habe das Spirituelle durch die Jahrhunderte stets der Kirche überlassen; jetzt aber, in der Zeit der völligen Säkularisierung habe die Kirche ihren Einfluss auf die Welt verloren, womit das Spirituelle nun völlig heimatlos sei. Das ist richtig.

Eben deshalb möchte ich heute mit nichts anderem als einem Kunstwerk auf Ihre Empfangsbereitschaft setzen, möchte Ihnen nach allen diesen kritischen Überlegungen ein grösseres Gedicht lesen aus Schillers Feder - ein Gedicht, das sich mit dem Los des Dichters befasst, und das mit jenem hoch moralischen Humor, der diesem Dichter eigen ist und seine Appelle für uns geradezu imperativ macht. Eine Aufforderung an uns, den Dichter in unseren Welten als Korrektiv leben zu lassen und seinem Wort im Blick auf alles Künftige wieder Gewicht zu geben. In diesem Sinne nun Schillers Gedicht ‚Pegasus im Joche‘ gleichsam die >Geschichte der Poesie< in unserer allzu irdischen Gesellschaft: ‚Pegasus im Joche‘ gleichsam

die Geschichte der Poesie in unserer Gesellschaft: Auf einen Pferdemarkt – vielleicht zu  
Haymarket,

Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,  
Bracht einst ein hungriger Poet  
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph

Und bäumte sich in prächtiger Parade;  
Erstaunt blieb jeder steh'n und rief:

»Das edle, königliche Tier! Nur schade,  
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar  
Entstellt! Den schönsten Postzug würd es zieren.

Die Rasse, sagen sie, sei rar,  
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?  
Und keiner will sein Geld verlieren.«

Ein Pächter endlich faßte Mut.

»Die Flügel zwar«, spricht er, »die schaffen keinen Nutzen,  
Doch die kann man ja binden oder stutzen,  
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.  
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.«

Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,  
Schlägt hurtig ein. »Ein Mann, ein Wort!«  
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,

Das edle Tier wird eingespannt.

Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,  
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde  
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,

Den Karren um : an eines Abgrunds Rand.

»Schon gut«, denkt Hans. »Allein darf ich dem tollen Tiere  
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.

Doch morgen fahr ich Passagiere,  
Da stell ich es als Vorspann in den Zug.  
Die „muntre Krabbe“ soll zwei Pferde mir ersparen,  
Der Koller gibt sich mit den Jahren. «

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd  
Belebt der Klepper Schritt,  
und pfeilschnell fliegt der Wagen.

Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,  
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,  
Verläßt es bald >der Räder sichre Spur<,  
Und treu der stärkeren Natur,  
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;  
Der gleiche Taumel fasst das ganze Postgespann,  
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,  
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,  
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,  
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

»Das geht nicht zu mit rechten Dingen zu  
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.  
»So wird es nimmermehr gelingen;  
Lass sehn, ob wir den Tollwurm nicht  
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.

«Die Probe wird gemacht.< Bald ist das schöne Tier,  
Eh noch drei Tage hingeschwunden ,  
zum Schatten abgezehrt . »Ich hab´s, ich hab´s gefunden! Ruft Hans. »Jetzt frisch, und spannt es  
mir

Gleich vor den Pflug - mit meinem stärksten Stier.«

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge  
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.  
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht alten Flug zu nehmen.  
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,  
Und Phöbus' stolzes Roß, muss sich dem Stier bequemen,  
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,

Von Gram gebeugt, das edle Götterpferd,  
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

»Verwünschtes Tier !« bricht endlich Hansens Grimm Laut scheltend aus, indem die  
Hiebe flogen.

»So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm?  
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen. «

Indem er noch in seines Zornes Wut  
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgenut  
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.  
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,  
Und durch den blonden Schmuck der Haare  
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.

»Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?«  
Ruft er „den Baur“ von weitem an.  
»Der Vogel und der Ochs an einem Seile,

Ich bitte dich, welch ein Gespann!

Willst du auf eine kleine Weile

Dein Pferd zur Probe mir vertraun,

Gib acht, du sollst dein Wunder schaun!«

Der Hippogryph wird ausgespannt,

Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.

Kaum fühlt das Tier des Meisters sichere Hand,

So knirscht es in des Zügels Band, und steigt,

und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken,

Nicht mehr das vorge Wesen, :königlich,

Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,

Entrollt mit einem-mal in Sturmes Wehen:

Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,

Und eh der Blick ihm folgen kann,

Entschwebt es,- zu den blauen Höhen.

Fin

-----  
Rotary – Grünwald - 2014

Die Bezugspunkte sind :

Botho Strauß „Die Lichter des Toren“ Diederichs-Verlag 2013.

Mario Vargas - Llosa „Alles Boulevard – wer seine Kultur verliert,verliert sich selbst“ – Suhrkamp 2013

JeanBaudrillard:ESSAYSzurZeit

Byung-Chul Han „Agonie des Eros“ -



*Baudrillard, Exc*

„In einem Zeitalter der Kommunikation ist es verboten, sich loszulösen im aktiven sozialen, im interaktiven, informatischen Leben. Das Prinzip des vernetzten Systems selbst und der Kommunikation, impliziert die absolute moralische Verpflichtung, angeschlossen zu bleiben ... Wenn die Dinge, die Zeichen, die Handlungen von ihrer Idee, ihrem Begriff ihrem Wesen, ihrem Wert, ihrer Referenz ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung befreit sind, treten sie in endlose Selbstreproduktion. Die Dinge funktionieren weiter, während die Idee von ihnen längst verloren gegangen ist. Sie funktionieren weiter in totaler Gleichgültigkeit gegenüber ihrem eigenen Gehalt.

Und das Paradoxe ist, dass sie umso besser funktionieren. So ist die Idee des Fortschritts verloren gegangen, aber der Fortschritt geht weiter. Die Idee des Reichtums, die der Produktion zugrunde liegt, ist verschwunden, aber die Produktion setzt sich aufs Schönste fort. Sie beschleunigt sich in dem Maße, wie sie gegenüber ihren ursprünglichen Zwecken gleichgültig wird.

Auch die Idee des Politischen ist verloren gegangen, aber das politische Spiel geht in geheimer Gleichgültigkeit weiter, ohne dass ein eigener Einsatz nötig wäre. Das Fernsehen läuft in totaler Indifferenz gegenüber seinen eigenen Bildern (so könnte es sogar weitermachen, wenn der Mensch verschwunden ist).

Gibt es nicht in jedem System, in jedem Individuum einen geheimen Trieb, sich von der eigenen Idee, dem eigenen Wesen freizumachen, um in alle Richtungen wuchern und sich in alle Richtungen fortsetzen zu können? Die Folgen dieser Dissoziation können nur fatal sein. Alle Dinge, die der Idee von sich verlustig gehen, sind wie der Mann, der seinen Schatten verloren hat - sie verfallen in ein Delirium und verlieren sich darin. -

Einst war der Körper die Metapher für die Seele, dann für den Sex, heute ist er Metapher für gar nichts mehr, ist er Ort der Metastase, der maschinellen Verkettung all seiner Vorgänge, einer unendlichen Programmierung ohne Symbolbildung, ohne transzendentes Ziel, in reiner Promiskuität mit sich selbst, die zugleich die der Netze und integrierten Schaltkreise ist.

Die Möglichkeit der Metapher verschwindet aus allen Bereichen. Darin liegt einer der Aspekte der allgemeinen Transsexualität, die sich weit über den Sex hinaus erstreckt - in alle Disziplinen hinein, die ihren spezifischen Charakter verlieren und in einen Vorgang der Konfusion und Ansteckung und der vitalen Ununterscheidbarkeit eintreten, der das allererste Ereignis unserer neuen Ereignisse ist.

Das uns auferlegte Gesetz ist das der Vermengung aller Gattungen. Alles ist sexuell. Alles ist politisch. Alles ist ästhetisch. Und zwar zur gleichen Zeit.

Alles hat, besonders seit '68, einen politischen Sinn bekommen: das Alltagsleben, aber auch der Wahnsinn, die Sprache, die Medien, aber auch das Begehren wurden in dem Maße politisch, als sie in die Sphäre der Befreiung und der kollektiven Massenprozesse eingetreten sind.

Gleichzeitig ist alles sexuell und Objekt der Begierde: Macht, Wissen, alles lässt sich als Phantasma und Verdrängung interpretieren; stereotyp ist das Sexuelle überallhin vorgedrungen.

Gleichzeitig wird alles ästhetisiert: das Politische ästhetisiert sich im Spektakel, der Sex in Werbung und Porno, das Gesamt der Aktivitäten in dem, was man gemeinhin Kultur nennt : eine Art Semiologisierung durch Medien und Werbung befällt alles - Xeroxifizierung der Kultur.

Jede Kategorie wird zu ihrem höchsten Verallgemeinerungsgrad gebracht und verliert so mit einem Mal jede Besonderheit und geht in allem anderen auf. Wenn alles politisch ist, ist nichts mehr politisch, und das Wort verliert seinen Sinn. Wenn alles sexuell ist, ist nichts mehr sexuell, und der Sex verliert jede Bestimmung. Wenn alles ästhetisch ist, ist nichts mehr schön oder hässlich, die Kunst selbst verschwindet.

Diesen paradoxen Stand der Dinge, der gleichzeitig die totale Erfüllung einer Idee, die Vollendung der modernen Bewegung ist - und ihre Verwertung, ihre Beseitigung in der Übertreibung und in der Ausweitung über die eigenen Grenzen hinaus ist, kann man in einer Formel zusammenfassen: transpolitisch, transsexuell, transästhetisch.

Es gibt keine Avantgarde mehr, weder eine politische noch eine sexuelle oder künstlerische, die über die Fähigkeit der Vorwegnahme verfügte und somit über die Möglichkeit einer radikalen Kritik im Namen des Begehrens, im Namen der Revolution, im Namen der Befreiung der Formen.

Die revolutionäre Bewegung ist überholt. Die glorreiche Bewegung der Moderne hat nicht eine Umwandlung aller Werte, gebracht, sondern nur Zerstreuung und Involution des Werts der Dinge wieder in den Griff zu bekommen.“

Lassen Sie mich zum Schluss noch einmal auf den Dichter zurückkommen und Ihnen mitteilen, was Botho Strauss bereits in seinem ‚Aufstand gegen die sekundäre Welt‘ vor einem Jahrzehnt prophezeit hat:

*Strauss, Bocksgesang 67-69 exc.*

„Die Schande der modernen Welt ist nicht die Fülle ihrer Tragödien ..., sondern allein das unerhörte Moderieren, das unmenschliche Abmässigen der Tragödien in der Vermittlung. Aber die Sinne lassen sich nicht betäuben, nicht abtöten. Irgendwann wird es zu einem gewaltigen Ausbruch gegen den Sinnenbetrug kommen. Wenn man nur nicht mehr von ‚Medien‘ spräche, sondern von einem > elektronischen Schaugewerbe<, das seinem Publikum die Welt in dem äußersten Illusionismus, der überhaupt möglich ist, vorführte. Aber eines Tages geschähe es eben, über Nacht - wie in einer universellen Mutation - dass alle Welt plötzlich den Glauben an den Schein verlöre.

Auf dem Bildschirm würden noch fortgesetzt die erbittertsten Anstrengungen unternommen, um das Publikum wieder einzufangen, es erneut zu >illusionieren<, abzurichten auf die moderierten Frequenzen. Doch sie würden nicht mehr empfangen. ...

Es wird (aber) vermutlich so sein, dass die niedergehende Gesellschaft - ohne ihr System aufzugeben - in die Hände einer systemkonformen „Schattengesellschaft“ fällt. Dass hinter den >schwachen< Drahtziehern dann die >stärkeren< Drahtzieher auftauchen und sie in ihre Züge nehmen.

Die >Intelligenz der Massen< hat ihren Sättigungsgrad erreicht. Unwahrscheinlich, dass sie noch weiter fortschreitet, sich transzendiert - und zehn Millionen RTL-Zuschauer „Heideggerianer“ würden.

Hellesein ist die Borniertheit unserer Tage. Die High-Touch-Intelligenz - alle immer miteinander in Tuchfühlung - unterscheidet nicht mehr zwischen Fußvolk und Anführern. Was einmal die >dumpfe Masse< war, ist heute die >dumpfe aufgeklärte Masse<.



Wer sich bei einer privaten Unterhaltung von Millionen Unbeteiligter begaffen lässt, verletzt die Würde und das Wunder des Zwiegesprächs, der Rede von Angesicht zu Angesicht, und sollte mit lebenslangem Entzug der Intimsphäre bestraft werden.

Das Regime der >telekratischen Öffentlichkeit< ist die >unblutigste Gewaltherrschaft< und zugleich der >umfassendste Totalitarismus der Geschichte.

Auch das Missverständnis, sogar das Missverständnis wird einem menschlich teuer - (denn) es ist (heute) aufgelöst im Verkehr der öffentlichen Meinung. Jeder Meinende v e r s t e h t den Andersmeinenden. Da gibt es nichts zu deuten. Die Öffentlichkeit fasst zusammen, sie moduliert - die einander widrigsten Frequenzen - zu einem Verstehens-Geräusch.

Dass Missverständliche wird umso mehr zum > Privileg< des Kunstwerks, das Deutung fordert - und nichts meint.“

Meine Damen und Herren, liebe Freunde:

Eben deshalb möchte ich Sie heute mit nichts anderem als einem Kunstwerk entlassen, möchte Ihnen - nach allen diesen kritischen Überlegungen - ein größeres Gedicht lesen : aus Schillers Feder - ein Gedicht, das sich mit >dem Los des Dichters < befasst, und das - mit jenem hoch moralischen Humor - , der diesem Dichter eigen ist . Eine Aufforderung an uns, > den Dichter< in unseren Welten als Korrektiv leben zu lassen und seinem Wort - im Blick auf alles Künftige - wieder Gewicht zu geben. In diesem Sinne nun Schillers Gedicht

„Pegasus im Joche“

gleichsam die Geschichte der Poesie in unserer Gesellschaft:

Auf einen Pferdemarkt – vielleicht zu Haymarket,  
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,  
Bracht einst ein hungriger Poet  
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph

Und bäumte sich in prächtiger Parade;  
Erstaunt blieb jeder steh´n und rief:

»Das edle, königliche Tier! Nur schade,  
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar  
Entstellt! Den schönsten Postzug würd es zieren.

Die Rasse, sagen sie, sei rar,  
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?

Und keiner will sein Geld verlieren.«

Ein Pächter endlich faßte Mut.

»Die Flügel zwar«, spricht er, »die schaffen keinen Nutzen,

Doch die kann man ja binden oder stutzen,

Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.

Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.«

Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,

Schlägt hurtig ein. »Ein Mann, ein Wort!«

Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,                      Das edle Tier wird eingespannt.

Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,

So rennt es fort mit wilder Flugbegierde

Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,

Den Karren um : an eines Abgrunds Rand.

»Schon gut«, denkt Hans. »Allein darf ich dem tollen Tiere

Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.

Doch morgen fahr ich Passagiere,

Da stell ich es als Vorspann in den Zug.

Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,

Der Koller gibt sich mit den Jahren.«

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd  
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.

Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,

Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,

Verläßt es bald der Räder sichre Spur,

Und treu der stärkeren Natur,

Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;

Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,  
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,  
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,  
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,  
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.  
»Das geht nicht zu mit rechten Dingen zu  
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.  
»So wird es nimmermehr gelingen;  
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht  
Durch magre Kost und Arbeit zwingen. «Die Probe wird gemacht. Bald ist das  
schöne Tier, Eh noch drei Tage hingeschwunden, zum Schatten abgezehrt.  
»Ich hab's, ich hab's gefunden. Ruft Hans. »Jetzt frisch, und spannt es mir  
Gleich vor den Pflug - mit meinem stärksten Stier.«

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge  
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte  
Macht alten Flug zu nehmen.  
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,  
Und Phöbus' stolzes Roß, muß sich dem Stier bequemen,  
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,  
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd  
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

»Verwünschtes Tier !« bricht endlich Hansens Grimm Laut scheltend aus, indem die  
Hiebe flogen.

»So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm?  
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.«

Indem er noch in seines Zornes Wut  
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgenut  
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.

Die Zither klingt in seiner leichten Hand,  
Und durch den blonden Schmuck der Haare  
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.  
»Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?«  
Ruft er „den Baur“ von weitem an.  
»Der Vogel und der Ochs an einem Seile,  
Ich bitte dich, welch ein Gespann!  
Willst du auf eine kleine Weile  
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,  
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun!«

Der Hippogryph wird ausgespannt,  
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.  
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichere Hand,  
So knirscht es in des Zügels Band  
Und steigt, und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken,  
Nicht mehr das vorge Wesen, königlich,  
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,  
Entrollt mit einemal in Sturmes Wehen  
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmeln,  
Und eh der Blick ihm folgen kann,  
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Fin

---

Die Bezugspunkte sind :

Botho Strauß „Die Lichten des Toren“ Diederichs-Verlag 2013.

Mario Vargas - Llosa „Alles Boulevard – wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst“ – Suhrkamp 2013

Jean Baudrillard : ESSAYS zur Zeit –

Byung-Chul Han „Agonie des Eros“ -

ROTARY – VORTRAG 2014      Peter Fricke